

Biekenes Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenes Anzeiger (General-Anzeiger).



Schicksale.

Roman von Heinrich Korusfeld.

(Nachdruck verboten.)

(Amerikanisches Copyright by Carl Duncker 1914.)

(Fortsetzung.)

Alphonse de Marzillargues hatte Schloß St. Chamant vor Tag und Tag verlassen. Nicht in einem jähen Aufwallen von Verbitterung, von Feindseligkeit — darüber war er jetzt hinaus. Ganz kaltblütig hatte er sich morgens um fünf Uhr erhoben, sich angekleidet, seine wenigen Sachen in die beiden Handtaschen gepackt; seinen Chauffeur geweckt. Und als der Kraftrwagen ratternd und schnarrend bereit stand, da schnallte er die Handtaschen auf dem heruntergelassenen Koffergestell fest, stieg ein, warf den Säckel hinter sich zu und rief ein kurzes „Allo!“

Während der 60pferdige Brasier donnernd die Chaussee dahinjagte, Kilometer traf und mit jeder Minute sich in rasender Fahrt Paris mehr und mehr näherte. . . . lehnte Alphonse de Marzillargues im Fond des Wagens und dachte eigentlich an gar nichts.

Tausend wirre wüste Pläne und Gedanken, Entwürfe und Projekte waren in der letzten Nacht durch sein Gehirn gefloßt. Jetzt aber nicht mehr. Jetzt lag das alles hinter ihm. Jetzt sah er nur noch ein Ziel vor sich — seine Waise zu erreichen.

Das Oberkommando der XI. deutschen Armee durfte Schloß St. Chamant nicht lebend mehr verlassen! So lautete die eiserne Formel, die er sich als Ergebnis der letzten schlaflosen Nacht ins Gehirn gehämmert.

Nichts weiter vorläufig; nur dies: — das Oberkommando der XI. deutschen Armee durfte Schloß St. Chamant nicht lebend mehr verlassen!

Und trotzdem — während der 60pferdige Brasier in windender Fahrt dahinstürmte, während die steil ragenden langweiligen, von Staub und Schmutz grau überkrusteten Pappeln blühschnell vorbeischnitten, während Kilometer um Kilometer unter den Pneumatiks des Wagens zurüblieb. . . . schmebete sein Hirn doch unwillkürlich wieder an der Kette der Kombinationen.

— Das Oberkommando der XI. deutschen Armee durfte Schloß St. Chamant nicht lebend mehr verlassen — gut. Nun aber weiter:

Gelang es ihm, die Katastrophe in der beabsichtigten Form herauszubeschreiben. . . . dann. . . . war die junge Marquise de St. Chamant in Frankreich unmöglich geworden. Dann würde eine weitgehende Untersuchung der französischen, vielleicht sogar der deutschen Militärbehörden einsehen. Ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten schlummerten in der Zukunft. Alle die Freunde des verstorbenen Marquis René de St. Chamant, die heute noch seiner Witwe

huldigten, würden sich kalt und feindselig von ihr abwenden und vielleicht — vielleicht war dann die Zeit gekommen, die Jutta damals höhnisch ins Reich der Fabel verwiesen — die Zeit, daß sie glücklich und dankbar sich in die schützenden Arme ihres Cousins Alphonse de Marzillargues flüchtete — des einzigen Menschen, der in dieser dunklen Zeit des Unglücks treu zu ihr gestanden.

In dieser Entwicklung mußten die Ereignisse mit zwingender Logik treiben. Und um sie erst einmal in Fluß zu bringen, um sie in die richtige Bahn zu leiten, galt es als Voraussetzung: — das Oberkommando der XI. deutschen Armee durfte Schloß St. Chamant nicht lebend mehr verlassen!

Ein Schurkenstreich, der blühende Menschenleben dahnmähte. Eine Infamie, die das Leben einer hilflosen jungen Frau kaltblütig in den Schmutz trat.

Alphonse de Marzillargues beschönigte nichts vor sich selbst. Aber was Sentimentalitäten in einer Zeit, da die Welt in Flammen stand, da Blutgeruch zum Himmel dunkelte, da alle Instinkte, hohe und niedrige — da alle Leidenschaften, edle und erbärmliche, miteinander rangen!

Der Schluß der Pariser Börse hatte Alphonse de Marzillargues zu einem Bettler gemacht. Mehr noch — zu einem Briganten, einem Schnappsack, einem Buschklepper.

Er würde noch Mittel und Wege finden, für die nächsten Monate seine Existenz zu kräftigen, den Schein aufrecht zu erhalten. Diese nächsten Monate aber mußten auch zugleich die Wiege sein, aus der ihm eine neue Existenz aufwuchs. Jetzt war er ein Korjar, dem der Schicksalssturm sein Raubschiff zertrümmert — jetzt klammerte er sich an treibende Blanks — jetzt gab es keine Rücksicht mehr.

Uebrigens — er hatte die Witwe seines Cousins René nie geliebt — er hatte überhaupt noch keine Frau geliebt — er hatte sich selbst einen Narren und einen sensiblen Kretin gescholten, wenn eine Frau je vermocht hätte, über ihn Gewalt zu gewinnen. Figuren auf dem Schachbrett des Lebens. . . . diese Rolle mochten sie spielen. Darüber hinaus aber nichts mehr. So entsprach es seiner Philosophie. So blieb er sich selbst treu; so würde er auch handeln.

Vae victis! Und wer hilflos am Boden liegt, über den rollt zermalmend der Wagen des Schicksals hinweg.

Er aber — Alphonse de Marzillargues — er wollte aufrecht stehen. Er wollte dem Schicksalswagen mit starker Faust in die Speichen fallen.

Er besaß eine Cousine — Jutta Marquise de St. Chamant; und ihre Millionen würden das Sprungbrett sein, das er brauchte, würden das Relief sein, darauf sein Leben und seine Lebensführung angewiesen.

So arbeiteten seine Gedanken. Und der 60pferdige Brasier raste unter dröhnendem Donnern dahin und rings lag flimmerndes Herbstsonnengold auf den abgeernteten Weizen- und Roggenfeldern; Gottesfrieden atmete die

Frühherbststille und die Welt war die strahlende Verkörperung des ewig unvergänglichen Streb und Werde. —

Alphonse de Marsillargues war nach Paris zurückgekehrt. Die nächsten Tage füllte eine fieberhafte Geschäftigkeit. Das Erste war, daß er seinen Kraftwagen verkaufte. Danach folgte eine öffentliche Versteigerung seiner kostbar eingerichteten Junggesellenwohnung, deren erlesen geschmackvolle Möbel im Verein mit alten Fayencen, Stahlstichen, historischen Waffen ein bedeutendes pekuniäres Ergebnis zeitigten. Und als dies erledigt, als Alphonse de Marsillargues in ein kleines Hotel auf dem Boulevard Hausmann übergesiedelt war, machte er es möglich, die in seinem Portefeuille befindlichen Wertpapiere unter der Hand loszuschlagen. Ergab solch Verkauf a tout prix auch nur ein unverhältnismäßig bescheidenes Resultat — als er vierundzwanzig Stunden später Paris verließ, besaß er in seinem Portefeuille doch immerhin den Betrag von 30 000 Franken. Das Beste, das Allerbeste, was er aus dem großen Niederbruch an sich gerissen. Diese 30 000 Franken bildeten eine fast lächerliche Folie zu dem Alphonse de Marsillargues der Lebenszeiten — zu dem eleganten Pariser Plaqueur, zu dem Gelden der überkultivierten Lebeweltlokale, zu dem unbestrittenen ehemaligen Führer der tollen übermühtigen Montmartre-Nächte.

Wochten sie — Alphonse de Marsillargues besaß für die nächsten Monate immerhin noch genügend Geldmittel, sich über Wasser zu halten. Daran ließ er sich genügen. In der Zukunft lag die Entscheidung; und diese Entscheidung nach seinem Willen, nach seinem Plan zu lenken und herbeizuführen — das war einzig Sache der Energie, der Mächtigkeitslosigkeit, der Geistesgegenwart.

Achtundvierzig Stunden später tauchte in Batry — einem verschlafenen winzigen Landstädtchen, zwei Wegstunden vom Schloß St. Chamant entfernt — ein bescheldener aussehender Fremdling auf, nahm im Zentral-Hotel, dem einzigen Gasthose des Städtchens, zwei Zimmer des dritten Stocks zur Wohnung, legte der Polizei seine Papiere vor und begann tagtäglich in die ziemlich reizvolle Umgebung ausgedehnte Waisflüge und Spaziergänge zu unternehmen.

„Ein Pariser, der wie so Tausende seiner Mitbürger der Verbannung des Seine-Babels entflohen ist, der in der Einsamkeit und Weltabgeschiedenheit dieses Städtchens Erholung sucht; einer der zahllosen Pariser kleinen Rentner, der sich vor den Gräueln des Krieges, vor den Schrecken der über Paris fliegenden Bepflichtung in die ländliche Einsamkeit zurückgezogen hat!“ — so urteilten die guten Einwohner von Batry, wenn sie den Fremdling langsamen Schrittes und den rechten Fuß ein wenig nachziehend durch die Hauptstraße wandern, wenn sie ihn in den Wald einbiegen sahen. Und keine acht Tage waren vergangen, da hatte man sich an die Erscheinung des Fremdlings, an seine zurückgezogene Lebensart, an seine regelmäßigen Spaziergänge gewöhnt.

Auch der Wirt und Besitzer des Zentralhotels.

Dieser Monsieur de Marsillargues bezahlte pünktlich seine Hotelrechnung, fiel niemandem zur Last, hatte keinerlei extravagante Manieren, wünschte offenbar in absoluter Zurückgezogenheit zu leben. . . eh bien — der Monsieur Bourdin, der Besitzer des Zentral-Hotels, schätzte solche Gäste stets am höchsten.

Umso größer war seine Ueberraschung, als ihn eines Mittags dieser Monsieur de Marsillargues zum kleinen Fenstertisch heranzog, an dem er stets sein Essen zu nehmen pflegte.

„Wollen Sie mir nicht das Vergnügen machen, Monsieur, einmal ein Glas Wein mit mir zu trinken?“

Monsieur Bourdin beüllte sich, sein gesticktes kleines Käppchen vom Kopf zu reißen und einen Kraxfuß zu machen und zu versichern, daß er diese Ehre wohl zu schätzen wisse.

So kam es, daß die beiden Männer sich eine Minute später friedlich an dem kleinen Tisch gegenüber saßen, daß sie mit den Gläsern aneinander klirren und sich gegenseitig die hervorragendste Gesundheit wünschten, die man sich in dieser Zeit des Schreckens mir irgend denken konnte.

Übrigens war dieser Pariser Herr garnicht so zugeknöpft und referiert, wie er sich den Anschein gegeben. Im Gegenteil — er nahm bald keinen Anstand, das Gespräch auf persönliches Gebiet hinüberzulenkten; indem

er auf eine vorsichtig informierende Frage des Wirtes freimütig erklärte:

„Ich habe Batry keineswegs aufgesucht, Monsieur Bourdin, um dem dolce far niente zu fröhnen — mich veranlassen vielmehr hierzu sehr roafe Tatsachen.“

„Monsieur haben wohl drüben in unseren Schützengräben am Rhein-Marne-Kanal irgendeinen lieben Verwandten, den Sie besuchen wollen?“

„Dies nicht, Monsieur Bourdin; vielmehr handelt es sich um rein kaufmännische Fragen.“

„Und darf man indiscret sein . . .“

Alphonse de Marsillargues fuhr mit der Hand glättend über das Tisch Tuch.

„Weshalb nicht? Im Gegenteil — es wäre mir recht lieb, wenn ich mit einem in dieser Gegend Unfassigen einmal vertraulich unter vier Augen sprechen könnte.“

Monsieur Bourdin beeillte sich zu versichern, daß er gerade hierfür die geeignetste Persönlichkeit wäre; denn er sei seit seiner Jugend nicht von Batry weggekommen und kenne sozusagen jedes Maulloch auf hundert Meilen in der Umgegend. Worauf Alphonse de Marsillargues eine neue Flasche bestellte, mit dem Stuhl näher zum Tisch heranrückte und gedämpft zu sprechen begann.

Kurz und gut — es handelte sich darum, daß Monsieur de Marsillargues — wie tatsächlich in ganz Batry vermutet — ein Pariser Rentner sei. Infolge des seit Monaten stagnierenden riesigen Frontalkampfes, der sich von der Küste bis herab zur schweizerischen Grenze zog, fielen die um Batry herumliegenden Steinbrüche, waren von ihrer Belegmannschaft, von ihren Veranastungsorganen verlassen, waren zum Teil sogar erloschen. Zweifelhaft, ob nach Beendigung des Krieges all diese Gruben wieder in Betrieb genommen werden würden. Sicher war, daß sie gegenwärtig zu lächerlich billigen Preisen zu verkaufen standen, wer also Mut und Initiative genug besaß, einen derartigen Steinbruch in diesen Zeiten zu kaufen, besaß immerhin Aussicht, später erheblichen Nutzen daraus zu ziehen. Und Monsieur de Marsillargues trat nun als Käufer auf. Allerdings, allzuviel flüssige Mittel standen ihm im Augenblick nicht zur Verfügung, immerhin wäre er kapitalkräftig genug, erforderlichenfalls auf einen kleineren Steinbruch die entsprechende Anzahlung zu leisten. Nun handelte es sich darum, ob Monsieur Bourdin in der Lage war, ihm ein derartiges nicht zu umfangreiches Objekt, das zum Verkauf stand, namhaft zu machen.

Das ungefähr war der Inhalt des Vortrages, den Alphonse de Marsillargues gedämpften Tones dem Wirt des Zentral-Hotels hielt.

Monsieur Bourdin wiederum hatte schon längst ein eiliges breites Lächeln um die Lippen, und kaum, daß sein Gast zu Ende gesprochen, erklärte er sich unter betäubendem Wortschwall sofort — sofort bereit, Monsieur de Marsillargues aus dem Handgelenk gleich ein Duzend derartiger Objekte zu nennen.

Und zum schlagenden Beweise, daß der Monsieur de Marsillargues nicht an einen Charlatan, sondern tatsächlich an einen Sachkenner geraten sei, begann Monsieur Bourdin aufzuzählen:

Ein Steinbruch bei Clamanges. Ein anderer bei Vertus, ein dritter und vierter und fünfter bei Mally, bei Gutron, bei Coohes, — letzterer allerdings schon in bedenklicher Nähe der Kampfzonen am Rhein-Marne-Kanal. Eben daselbst ein weiterer, der hinsichtlich Größe und Ergiebigkeit dem Monsieur de Marsillargues allerdings wohl am meisten zusagen würde — der Steinbruch „Bon espoir“, eine halbe Wegstunde abseits eines gewissen Schlosses St. Chamant.

Alphonse de Marsillargues war gewiß ein Mensch von Selbstbeherrschung; war ständig gewöhnt, jede Muskel, jeden Nerv zu kontrollieren. Und doch — als Monsieur Bourdin von dem Steinbruch „Bon espoir“ sprach, zuckte die Hand des Gastes, die schon um den Fuß des Weinglases lag, für den Bruchteil einer Sekunde zurück.

Eine flüchtige Bewegung, die dem feinsten behäbigen Besitzer des Zentral-Hotels vollkommen entging.

Übrigens hatte Alphonse de Marsillargues sofort wieder seine Beherrschung zurückgewonnen. Nicht das kesselfe Schwanken, nicht die schattenhafteste Färbung lag in seiner Stimme, als er sein Gegenüber um nähere Angaben hinsichtlich dieses Steinbruches bat.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Naturtheaters.

Von Karl Höder.

Naturtheater, Freilichtbühnen oder wie man sie nennen mag, werden bald an diesem, bald an jenem Ort eröffnet. Auch hier in Gießen besteht ja seit 1909 eine solche Bühne, die uns schon viel Schönes geboten hat und noch bieten wird. Vielleicht dürfte es daher von Interesse sein, einiges Geschichtliches über das Naturtheater zu bringen. Daß man überhaupt auf den Gedanken kam, im Freien Theater zu spielen, ist weiter nicht verwunderlich, erinnert man sich doch hierbei der ältesten Zeiten, als die Könige noch Gottesdienst unter freiem Himmel war. Zweimal haben sich im Laufe der literarischen Entwicklung dramatische Gebilde organisch aus kultischen Handlungen irgendwelcher Art herausgehoben, auf griechischem Boden, wo die attische Tragödie sich aus den eleusinischen Mysterien gebildet hat, und in den kirchlichen Mysterien des christlichen Mittelalters. Im Verlaufe einer langen Tradition sind in beiden Fällen ähnliche und doch in vielen wieder unendlich verschiedene Gebilde entstanden, die in verschiedener, gegenseitiger Beeinflussung für das moderne Drama und besonders für seine Ausprägung in der Natur entscheidend geworden sind. Gerade die Passionsspiele, deren erste Anfänge wir in der Messianurgie des Ostermontags und der Prays seines Vortrages zu suchen haben, werden noch heute im Freien gespielt.

Genauer läßt sich bis jetzt über die Geschichte des Naturtheaters nicht bringen, da es an Literatur sehr mangelt. Das hier Gebotene kann mithin nur lückenhaft sein und vielfach müssen wir uns mit Vermutungen begnügen.

Im Jahre 1907 konnte man auf der Mannheimer Ausstellung eine alte Naturbühne aus dem 18. Jahrhundert sehen. Sie war von Peter Behrens errichtet. Der Ausdruck „Naturbühne“ ist allerdings hier nicht am Platze. Es war weiter nichts als ein anmutiger Gartenschlund. Eine kleine Bühne, auf beiden Seiten je drei Beckenfüßchen, ein Prospekt und gegenüber der halbkreisförmige, vertiefte Zuschauerraum. Solche Gartentheater findet man noch heute in verlassenem Paris, es sind die sogenannten „théâtres de verdure“ („Theater im Grünen“) des 18. Jahrhunderts. Unwillkürlich denken wir da an Frankreich, war doch Frankreich gerade im 18. Jahrhundert, was Gartenarchitektur anbelangt, für ganz Europa maßgebend. Wir wissen, daß unter Ludwig XIV. oft im Freien Komödie gespielt wurde, man denke nur an die Molière-Aufführungen im Parc von Versailles (Georges Dandin 1668). Ob wir aber Frankreich als Ursprungsland des Naturtheaters bezeichnen dürfen, ist sehr fraglich, denn die Gartentheater, die wir noch heute wohl erhalten in italienischen Villen vorfinden, stammen zum Teil aus dem 17. Jahrhundert. Der Engländer Inigo Triggs erwähnt in seinem Buch über die Gartenarchitektur in Italien (London 1906) folgendes: Im Garten der Villa Collobi bei Pesca (Arnold), ferner im Garten der Villa Gori bei Siena, in der Villa Serpardi bei Siena und endlich das größte Naturtheater Italiens im Garten der Villa Castelmuro bei Palermo, noch dadurch interessant, daß als Prospekt eine riesige Stüchwand mit gemalter Szenerie dient. — Wir werden demnach Italien als Ursprungsland der Naturtheater anzusehen haben, und wahrscheinlich ist von da die Bewegung zu uns nach Deutschland gekommen. In einem alten Werke über Gartenarchitektur von Matthias Diesel, der im Anfang des 18. Jahrhunderts lebte und die Stellung eines Ingenieurs der Sommerpaläste am bayerischen Hof bekleidet haben soll, findet sich der Entwurf eines Naturtheaters nebst Zuschauerraum, und zwar ist dies das heute noch gut erhaltene Naturtheater im Salzburger Maribelgarten.

Möglich ist, daß es das erste derartige Theater in Deutschland war, wo gerade zu dieser Zeit in Salzburg italienische Architekten zahlreich vertreten waren. Ob Diesel selbst der Erbauer war, wissen wir nicht. Aus dem Grundriß in Diesels Werk sehen wir, daß die Bühne noch nicht in der später üblichen Form erbaut ist, sondern sie scheint vielmehr in schon vorhandene Laubengänge hineingeschnitten worden zu sein, so daß z. B. die dritte Gasse die Bühne im spitzen Winkel trifft. Die Bühne verjüngt sich nach hinten sehr stark. vorn rechts und links sehen wir zwei Löwen, neben denen Treppen hinunterführen.

Weiter wissen wir von einer großen Naturbühne, die zur Feier der Krönung Karls VI. zum König von Böhmen 1723 im Schlossgarten der Kaiserlichen Burg zu Prag errichtet wurde, die 1757 bei der Belagerung der Stadt durch die Prachen in Flammen aufging. Der Erbauer dieser Bühne war der berühmte italienische Theaterarchitekt Giuseppe Galli-Bibiena (1696—1757). Die genaue Beschreibung und Abbildung dieses Bauwerks, dessen Maße ganz richtig gewesen sein müssen, finden wir bei Sammlisch, Der moderne Theaterbau I. Teil S. 153 ff. Bei der Uraufführung von „Costanza e Fortezza“ wirkten allein 100 Sänger und 200 Musiker mit, der Zuschauerraum konnte nach D. etwa 3000 Zuschauer aufnehmen. Der ganze Bau muß künstlerisch vollendet gewesen sein: „Leppigkeit, Phantastik, seine Pracht und Großartigkeit feiern hier, durch einen edlen Geschmack geführt, höchste Ertrumpfe.“ — Giuseppe Galli ist 1748 in Bayreuth, wo die Innenausstattung des Opernhauses unter seiner Leitung beendet wird; bei dieser Gelegenheit wurde sicherlich das heute noch gut erhaltene, sogenannte romanische Theater in der Eremitage nach Gallis Angaben errichtet.

Die Markgräfin Wilhelmine schreibt darüber in ihren Memoiren „on y veut jouer un opéra en plein air.“

Von Bayreuth kam Galli nach Dresden, wo er seit 1747 in Diensten August III. stand. Hier wurden zwei Naturtheater nach seinen Plänen erbaut, das im sogenannten „Großen Garten“ und das im Parc von Groß-Sehlig. Im Jahre 1754 trat der Künstler in die Dienste Friedrichs des Großen und starb 1757 in Berlin. Das in Rheinsberg noch erhaltene Naturtheater wurde wahrscheinlich auch nach seinen Skizzen gebaut. Auf diesem Theater wurden französische Stücke von französischen Schauspielern aufgeführt. (Dobenzoliens-Jahrbuch 1902.)

Wir haben einen Teil der älteren „Theater im Grünen“, dem Lebenslauf Giuseppe Gallis folgend, genannt, und kommen nun zu den übrigen, die aus dieser Zeit in Deutschland noch bekannt sind. Da ist zunächst das große Naturtheater in Bernhausen bei Hammer zu erwähnen. Es befindet sich in dem großen 1698 angelegten Parc. Die Bühne ist sehr groß und tief, die Seitflügel bestehen aus Spalierwänden mit Büdengestühl bespannt. Vor den Kulissen stehen auf Steinsockeln antike Statuen, sechs auf jeder Seite. Ueber die Entstehung der Bühne ist nichts Näheres bekannt. Aufführungen sollen noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts stattgefunden haben. Das nächste Theater, über das zu reden wäre, befindet sich im Parc von Belvedere bei Weimar. Da Schloß Belvedere 1724—30 erbaut wurde, stammt dieses Theater wahrscheinlich aus derselben Zeit, wo die oben erwähnten Bühnen erbaut wurden. Im Südwesten Deutschlands sind noch zu nennen die Theater in Braunschweig, Schwetzingen und Weitschöchheim bei Bürgsburg. In dem Parc des früher Großherzoglich Hessischen Schloßhärens Braunschweig bei Darmstadt finden sich noch Ueberreste eines Stabtheaters. Sechs Spalierwände, die als Kulissen dienen, konnte ich entdecken. Sonst nichts. Besser erhalten ist das Naturtheater im Parc zu Schwetzingen, dem „päpstlichen Versailles“. Abgebildet ist es bei Walter, Geschichte des Theaters am kurpfälzischen Hofe. Den Hintergrund der Bühne bildete, wie heute noch, der Felsenhügel, auf dem sich der Apollotempel erhebt. Erbaut ist das Theater von dem Bruder des schon genannten Giuseppe Galli, Messandro, der am kurpfälzischen Hofe eine ähnliche Rolle wie sein Bruder in Dresden und Berlin spielte. Auf diesem Theater wurde am 25. Juni 1775 eine Aufführung von „Arbata confervata“ veranstaltet, eine Oper, deren Textbuch den ausdrücklichen Vermerk trägt: „Auszuführen auf dem Naturtheater im Parc zu Schwetzingen.“ Wohl erhalten ist endlich das Naturtheater im Parc zu Weitschöchheim. Es wurde wahrscheinlich von dem Fürstbischof Adam Friedrich von Seinsheim (1755—79) errichtet. Näheres über Entstehung und Benützung des Theaters ist nicht bekannt.

Fraglich ist allerdings, ob diese Naturbühnen immer zu Theaterzwecken verwandt wurden, nannte man doch in der alten Gartenbaukunst erhöhte Plätze, die den Abschluß einer Allee bildeten, auch „Theater“. „Gartentheater“ ist in den anspruchsvollsten Gärten ein großer, meist erhabener angelegter Platz, der abwechselnd mit Fontänen und Statuen reichlich geziert ist. Es dient ein solches Theater, dem Garten selbst ein angenehmes Ansehen zu machen, und wird dadurch daselbe um so vielmehr vermehrt, wenn sich ein Wasserfall in dessen Prospekt präsentiert.“ Es ist also möglich, daß man hier und da frühere „théâtres de verdure“ auch zu solchen Zwecken gebrauchte. — Die in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts eindringende englische Gartenbaukunst zerstörte das Interesse an den „théâtres de verdure“ vollständig, und gar manches von ihnen mag damals spurlos verschwunden sein. —

Erst in neuerer Zeit hat wiederum eine Naturtheaterbewegung mächtig eingesetzt. Doch diese Bühnen unterscheiden sich sehr von den alten „Theater im Grünen“. Jene „dienten nur dem Amusement einer kleinen aristokratischen Gesellschaft“, die jetzigen hingegen stehen jedermann offen. Auf dem Zuhörerraum wird selbstverständlich größerer Wert gelegt, da er möglichst viel Menschen fassen soll. Damit alle verstehen können, sucht man sie meistens amphitheatralisch zu setzen, wie bei dem antiken Theater. Als Bühne wird dann der Platz vor dem Zuschauerraum genommen, den man möglichst in seiner natürlichen Verfassung läßt, nur, wo es nötig ist, wird man durch Sträucher und Gebüsch die Zugänge zu verdecken suchen. In manchen Theatern hat man auch feste Gebäude auf der Bühne errichtet, um darin etwa Bimmernspielen zu können („Tasso“). Eins der am schönsten gelegenen und künstlerisch am besten geleiteten Naturtheater ist wohl das „Darger Bergtheater“, Dr. Wackers. Es sind in den letzten Jahren allein in Deutschland etwa 100 Naturbühnen entstanden; greifen wir die bekanntesten heraus. Da wären zu nennen: Das große Waldtheater in Joppot bei Danzig, wo auch besonders Opern und Operetten gegeben werden, die bekannte Freilichtbühne zu Detigheim in Baden, wo jeden Sommer Schillers „Tell“ unter Mitwirkung der ganzen Einwohnerschaft aufgeführt wird, das Naturtheater in der Schlossruine zu Badenweiler im Schwarzwald, die Waldtheater in Triberg, Friedrichroda, Freyburg, Marbach u. a. Vielfach wurden ganz bestimmte Festspiele vorgeschrieben: Die Rheinsagenstücke zu Radesheim, die Nassauschen Festspiele auf der Schaumburg, die Märchenstücke auf Stift Neuburg bei Heidelberg, die Sommerstücke auf der Hardenburg

bei Düsseldorf, die deutschen Heimatspiele in Potsdam, die Sinnenringsspiele zu Detmold, die Puffenspiele zu Bernau u. a.
 Die Beurteilung der Naturtheater und der dort stattfindenden Aufführungen ist natürlich verschieden. Immerhin, muß man vor einer allzu großen Ueberschätzung und einem allzu wilden „Freiwilligenhustiasmus“ entschieden warnen. Das Theater ist nun einmal eine Welt des Scheins, und diese verträgt das zu grelle Tageslicht nicht immer, ganz davon abgesehen, daß beim Naturtheater so viele Momente zum Gelingen bzw. Mißlingen mitwirken, wie Temperatur, Witterung usw., sodaß allein dadurch jede Aufführung in Frage gestellt werden kann. —

Büchertisch.

— Dem in Verlage von Otto Elsner, Berlin S. 42, erscheinenden Buche: „Die kämpfenden Flotten“, ein Verzeichnis sämtlicher Kriegsschiffe der kriegsführenden Staaten mit Angabe der Verluste feindlicher Kriegs- und Handelschiffe nach dem Stande von Ende Juni 1916 von Kontrreadmiral Kalau vom Hofe (100 Seiten, Preis 1 Mark), zufolge befaßt sich mit Einschluß der hinzugetretenen Neubauten und Ankäufe oder Beschlagnahme in England für fremde Staaten im Bau befindlich gewesener Kriegsschiffe am Ende des zweiten Kriegsjahres der „buchmächtige“ Bestand der englischen Flotte auf:

38 Dreadnoughts	mit einer Tonnage von	877 200 t
43 ältere Linienfahrer	„	622 200 „
10 Schlachtkreuzer	„	240 000 „
32 Panzerkreuzer	„	412 400 „
31 Geschützte	„	232 000 „
81 Leichtes	„	314 300 „
2 Rüstpanzerschiffe (für Norwegen im Bau)	„	9 800 „
219 Zerstörer	„	183 000 „
58 Torpedoboote	„	13 200 „
50 Unterseeboote	„	„
56	(nur für Paten- und Küstenschutz)	„
und eine größere Zahl von Monitoren, Kanonenbooten und Spezialschiffen	mit etwa	225 000 „
		zusammen auf 3 129 000 t

Von diesem Bestande werden als mit größter Sicherheit in Verlust gekommen und insolgedessen in dem Buche „Die kämpfenden Flotten“ rot durchstrichen, in Abzug zu bringen sein:
 1 Linienfahrer (Dreadnought) mit 27 000 t
 9 Linienfahrer älterer Art 131 200 „
 3 Schlachtkreuzer 70 000 „
 13 Panzerkreuzer 161 000 „
 10 Kleine Kreuzer 42 000 „
 ferner 31 Zerstörer, 4 Torpedoboote, 20 U-Boote und eine größere Zahl von Schiffen, deren Namen und Klasse nicht absolut sicher feststeht, mit einer Tonnage von etwa 51 000 „

so daß der Totalverlust der englischen Flotte auf 482 300 t mindestens zu stehen kommt.

Es beträgt also der Verlust 15 Prozent der Gesamttonnage, zweifellos ein hoher Prozentsatz für eine Flotte, die anglich bemüht gewesen ist, ihre wertvollen Schiffe zwei Jahre in Untätigkeit zu halten und möglichst sicher zu verstecken.

— Alfred Döblin, Die drei Sprünge des Wang-Lun. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geb. 5 Mark, geb. 6.50 Mark. Es ist bekannt, daß es in der jüngeren deutschen Schriftstellerwelt seit ein paar Jahren wieder gärt, daß man etwas Neues sucht und experimentiert. In solchen Zeiten scheint es immer „nach viel Geschrei und wenig Wolle auszugehen. Aber allmählich wird es doch deutlich, daß Wolle da war und daß gesponnen wird. Die wirklich zum Gestalten Begabten ziehen sich allmählich auf sich selbst zurück, und eines Tages sind wieder Leistungen da. Der Roman von Döblin ist eine solche Leistung. Er spielt in China, und man kann nicht anders, als mit Bewunderung von der phantastischen Kraft der Einführung sprechen, mit der der Verfasser die fremde, seltsame Welt durchdrungen hat. Alles lieft sich wie aus erster Hand: Landschaft, soziales Leben, Familie, Formen des Denkens und des Gefühls, und sogar im Stil verlor der Verfasser mit Glück, die Besonderheit seiner Welt, die überraschenden, fremdartigen, und doch durch ihre menschlichen Ursprünglichkeiten vertrauten Beziehungen einzufangen. Es kommt hinzu, daß Döblin nicht etwa aus erotischem Behagen schreibt. Sein Buch schildert das Entstehen einer jener sibirisch religiösen Bewegungen, die von Zeit zu Zeit das chinesische Volk erschüttern; und wenn hierdurch schon für uns, die wir ja dergleichen Stürme erlebt haben und ihre Folgen noch vor Augen sehen, ein unmittelbar politisches und kulturgeschichtliches Interesse erregt wird, so nehmen wir noch mehr, nämlich mit Herz und Geist, an dem Sichtbarwerden religiöser Kräfte teil.

Das Reich von morgen. Roman von Karl Figdor. (Verlag von Ullstein & Co., Berlin.) — Drei große Schauplätze hat der Roman: das von zerfallenen Kanälen durchzogene, einer neuen Fruchtbarkeit entgegenstehende Mesopotamien, Siambul mit seinen Moseen und Gärten, seinen Türmen und Bastionen, mit den schönen Mern des Bosphorus, und das Berlin

des Sommers 1914. Abendland und Morgenland eint das farbenreiche, in starkem Tempo geführte Werk. Ein junger deutscher Ingenieur, froh von stürmischer Hoffnung, und eine blonde, junge Deutsche sind die Hauptgestalten des Romans.

— Bong's illustrierte Kriegsgeschichte „Der Krieg 1914/16 in Wort und Bild“. 91.—93. Heft. (Preis je 80 Pfennig.) Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W. 57, Potsdamer Straße 88.

— Im Kriegs-Album der „Woche“ (Verlag August Scherl, G. m. b. H., Berlin, Preis des elegant gebundenen Bandes 3 Mark), von dem sechsten der vierte Band erschien, wird den Lesern u. a. eine vollständige Sammlung der Heeresberichte der verbündeten Mittelmächte geboten. Aber nicht nur diese authentische Geschichte des Kriegesverlaufes ist es, die uns das Kriegs-Album wertvoll macht, sondern vor allem auch die große Auswahl guter Bilder — in jedem Band mehrere Hundert — die uns lebendig und anschaulich das Leben und Treiben der Soldaten an und hinter der Kampffront, die großen Taten unserer Heere und der Marine, ihre Führer und ihre Kampfmittel schildern.

— In der neuesten Nummer der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ (Verlag J. J. Weber, Leipzig) gibt Oberbürgermeister Koch (Kassel) eine scharfe Beleuchtung der Kriegswirtschaft mit ihren Leistungen und Mängeln in einem Artikel „Etwas über die Lehren des Krieges für die Ernährungsfrage“. Nicht geringeres Interesse beanspruchen die Ausführungen von Professor Dr. Richard Sternfeld (Berlin) über „Deutsche Forschungen zur Geschichte des Kriegsausbruches“. Die Arbeit des „Deutschen Studentendienstes“ während des Weltkrieges, von der die Öffentlichkeit noch wenig erfahren hat, würdigt Fritz Droop. Ueber das „Institut für ostdeutsche Wirtschaft“ und seine Aufgaben für die Zukunft der schwergeprüften Provinz Ostpreußen gibt Dr. Karl Ergang (Königsberg i. Pr.) erschöpfend Auskunft. Seine Erlebnisse „Auf Patrouille“ schildert der Kriegsfreiwillige Paul Kraß auf Grund seiner Tagebuch-Aufzeichnungen in spannender Weise. Auch der bildliche Teil dieser Nummer ist wieder recht interessant.

— Einmachen ohne Zucker wird in unserer zuckerarmen Zeit vielfach für eine Unmöglichkeit gehalten, und daher bildet die Haltbarmachung der überreichen Obst- und Gemüseerträge eine der dringendsten Hausfrauen Sorgen. Es ist daher kaum verwunderlich, daß Frau Amtsrat Rose Stolle 310 Rezepte für das Einmachen der Früchte und Gemüse, sowie für die Bereitung von Fruchtäpfeln, Gelees, Marmeladen, Obst- und Beeren-Weinen ohne Zucker oder mit möglichst eingeschränktem Zuckerverbrauch innerhalb weniger Wochen in 35 000 Exemplaren abgesetzt wurden. Soeben erschien die 9. verbesserte Auflage des gut illustrierten Buches, das Frau Johanna Schneider-Tonner mit Berücksichtigung der Zuckerspartheit neu bearbeitet hat. Neben der Billigkeit, die bei allen Rezepten durch die Verfasserin beobachtet wird, zeichnet sich das nach deren Angaben Eingemachte dadurch besonders aus, daß bei ihm infolge der Zuckersparnis der prächtige natürliche Fruchtgeschmack erhalten bleibt. Rose Stolle's 310 Einmache-Rezepte kosten 1 M., Porto 10 Pfg., falls direkte Zusendung vom Verlag Wilhelm Müller, Dranienburg-Berlin, gewünscht wird.

Gießener Hausfrauen-Verein.

Wochen-Rätsenzettel.

- Sonntag: Eintausende von Knochenbrühe, Schmorbraten, Salzkartoffeln und Salat, Pilzsuppentopf.
- Montag: Griesuppe, Wirsing mit Kartoffeln.
- Dienstag: Würstchen, grüne Bohnen mit Kartoffeln und neuen Deringern.
- Mittwoch: Gemüschuppe, Apfelsannaden.
- Donnerstag: Rindfleischsuppe, Sauerkraut mit Kartoffelbrei und Suppenreis.
- Freitag: Graupensuppe, Fischpudding und Kartoffeln.
- Samstag: Grüne Bohnensuppe, Hahnenfoteletts mit Kartoffelsalat.

Gleichlang-Rästel.

Fürs Liebchen zum Schmuß aus dem Schoße der Erde
 Schafft mich der Bergmann, der wackre, herbei.
 Du siehst mich auf Bäumen erglänzen, nun werde
 Ich plötzlich zur bitteren Arznei.
 Doch nehm' ich auch oft die Gestalt des süßen,
 Des trefflich bereiteten Zuckers an.
 Wer davon kostet, muß graufam es süßen,
 Denn Tod und Verderben bringe ich dann.
 (Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Königsprömenade in voriger Nummer:
 Nie kampfloß wird die ganz
 Das Schöne im Leben geglikt sein.
 Selbst Diamantenglanz
 Will seiner Hülle entriekt sein,
 Und windest du einen Kranz:
 Jede Blume dazu will gepflückt sein. Bodenstedt.